



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

JÖRG-UWE ALBIG

# ZORNFRIED

ROMAN

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: ANZINGER UND RASP

Kommunikations GmbH, München

Coverfotografie: © plainpicture/Thordis Rüggeberg -  
aus der Kollektion Rauschen

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von CPI - Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96425-7

*Dort wo der fuchs in scharfer waid den hasen schlägt  
Wo raupen-schmaus erstirbt durch schnabels wucht  
Wo grauer rudel hunger nachts durch tannen schnürt  
Der kitze frevel-zahl im fraß zu bannen sucht*

*Dort wächst die einheit die aus zwietracht lebt  
Der hohe friede der durch blut gemehrt  
Dort sprießt der tausendfache tod der segen bringt  
Im wald der die moral des lebens lehrt.*

*Storm Linné, Spessart*



Beim Wort *Spessart* hatte ich mir natürlich einen Zauberwald vorgestellt, eine Hänsel-und-Gretel-Geisterbahn aus Wurzeln und irrem Gerank. Natürlich hatte ich an Räuber gedacht, an Wirtshaus und Spuk-schloss, an schwarze, endlose Dunkelheit, aus der kein Entkommen war. Dieser Wald aber war nicht unheimlich. Er ging mir nur auf die Nerven.

Schon auf der Autobahn schläfernte das Gestänge mich ein. Es verstellte mir die Aussicht. Deutschland war nicht mehr zu sehen, und ich war doch auf der Suche nach Deutschland, diesem Land, das ich immer zu gut verstanden hatte für meinen Geschmack. Kinder soll man sehen, nicht hören, hieß es, tatsächlich aber war Deutschland unüberhörbar. Nur zu Gesicht bekommen, wirklich gesehen mit eigenen Augen, hatte es eigentlich noch niemand. Erst später sollte ich begreifen, dass genau das hier schon Deutschland war: diese Sichtschutzmauer aus eintönig gewachsenen Bäumen.

Die Kulisse der Stämme blieb gleich, so weit ich auch fuhr. Es sah aus, als käme ich keinen Meter

voran. Hinter Wuthen stand schon kein Wegweiser mehr, und zwei Kilometer später bröckelte der Asphalt zu Kopfstein. Baumkronen schlossen sich über mir, und unwillkürlich duckte ich mich über das Lenkrad. Die Reifen des Peugeot rutschten über glatte Steinkuppen; ich riss das Steuer herum, brachte mich wieder auf Kurs.

Modergeruch zog durch die Lüftung. Im letzten Moment umkurvte ich einen Ast, den ein Sturm auf die Straße gefegt hatte. Gelangweilt sprach das Navi: Drehen Sie, wenn möglich, um.



Im Februar war ich Storm Linné zum ersten Mal begegnet. Er war nicht persönlich erschienen, aber er hatte mich überfallen wie ein übler Geruch: Man kann nicht anders als nachschauen, woher er kommt.

Es war bei der Diskussion im Grabbetheater. Ich war nur wegen Steinbühl gekommen: Ich war überzeugt gewesen, dass er meine Geste zu schätzen wusste. Ich kannte die Sätze, kannte die Worte, ich kannte sogar den Tonfall, mit dem man sie aussprechen musste. Ich kannte sie, denn ich hatte sie fast alle schon selber gesagt.

Es war die übliche Besetzung: die Politologin, der Gewerkschaftler, der Intendant; die Vertreter der Initiativen. Sie sprachen von der *Zivilgesellschaft*, vom *starken Bündnis*, das man *diesen Kräften* entgegenstellen musste, aber auch von *Sorgen*, die *ernst zu nehmen* seien; von den *Grenzen des Sagbaren*, die man schützen, und den *Denkverboten*, die man vermeiden müsse. Sie sprachen von *Klartext*, aber auch vom *Dialog*, vom *Gesicht* und der *Flagge*, die zu zeigen, dem *Zeichen*, das zu

setzen sei, aber auch von der *Opferrolle*, in die man niemanden hineintreiben solle. Steinbühl gelang es einmal mehr, sämtliche Positionen zu verschlingen, zu verdauen und von allen Nährstoffen befreit wieder auszusondern, wie es sich für den Feuilletonchef einer Publikumszeitung gehörte.

Die Eindringlinge hatte niemand kommen sehen. Von einer Sekunde auf die andere waren sie da, wie eine der Projektionen, die der Moderator aus seinem Laptop auf die Leinwand zauberte. Plötzlich standen auch sie an der Wand, acht oder neun, auf der Empore über dem Podium, und auch sie sahen irgendwie zweidimensional aus mit ihren Sonnenbrillen. Sie sahen aus wie Balkendiagramme von Wahlergebnissen, dem Anstieg der Zahl rassistischer Straftaten, der Einkommensschere zwischen Ost und West.

Sie korrigierten noch leicht ihre Position, so wie man den Lichtkegel des Beamers richtet. Ein Kleiner vom Rand rückte zwei Plätze weiter zur Mitte vor; ein Dicker und ein Dünnere tauschten den Standort. Einer trug eine Basecap, einer eine Bauernmütze, einer Vollbart und Glatze, ein anderer kurzes, gelgescheiteltes Kopfhaar. Zwei litten unter Frisuren, die dem Vorbild des nordkoreanischen Präsidenten folgten, und der Rest an Frisuren, die gar keine waren.

Ihre einzige Uniform waren die Sonnenbrillen und das schwarze T-Shirt mit dem gelben W. Es war das Gelbschwarz der Wespen, der Warnschilder: Vorsicht Säure, Vorsicht Radioaktivität. Ich glaube, dass es diese Buchstaben waren, die uns bedrohen sollten, nicht

die Körper der Männer, die eher schwächlich waren, schwammig oder geradezu ungeheuerlich dick.

So standen sie da, die Lippen zusammengepresst. Und während sieben oder acht das Publikum fixierten, als wollten sie es in Schach halten, drehte der Letzte sich um und sprühte einen Satz an die Wand: *VERSKLAVT NICHT VON DER HEUCHLER FEIGER ZUNGE.*

Die Zivilgesellschaft auf dem Podium verrenkte die Köpfe. Vergeblich versuchten sie zu sehen, was über ihnen geschah; nur die Blicke der Zuschauer gaben ihnen eine vage Idee. Die jungen Männer schienen jetzt ratlos, was zu tun war; ein paar reckten den rechten Arm in die Luft, irgendein Zeichen in Taubstummensprache: Daumen und kleiner Finger aneinandergedrückt, Zeige-, Mittel- und Ringfinger ausgestreckt. Ich kann keine Taubstummensprache.

Ich drängelte mich durch die Reihe zum Saal-  
ausgang, und ich hatte es gerade auf den Flur geschafft, als die Horde die Treppe von der Empore herabgepoltert kam. Ihre Ordnung war aufgelöst, sie stolperten übereinander, rempelten einander an. Ich sah mich um, doch der Flur hinter mir war leer: keine Security, kein Personal. Offenbar war das Publikum sitzen geblieben, um sich gemeinsam mit dem Podium über den Vorfall zu empören.

Der Sprayer fuchtelte mit der Sprühdose. Es sah aus, als wollte er sich einen Weg freischießen, in dem doch als einziges Hindernis ich stand, um mich herum nichts als Luft. Lasst mich mal durch, Jungs, wollte ich sagen; dann dachte ich: Lieber nicht reizen. Doch

als die blaue Wolke meine Settembrini-Lederjacke traf, dachte ich nur noch: *Feige Zunge*.

Es war nicht nur die krumme Syntax, das schiefe Bild, die verstaubten Wörter. Es war der Gesamteindruck: der seltsam verworrene Satz, die plötzlichen und traurigen Gestalten und die Erinnerung an eine schaurige Vergangenheit, die ich nicht erlebt hatte; ein Versäumnis, das mir, wie jedes nicht erlebte Ereignis, manchmal als Lücke in meinem Leben erschien.

Es war reine Neugier, dass ich noch in derselben Nacht auf die Suche ging nach diesem Satz. Ich wollte keine Rache, ich hatte auch keinen Missionsdrang, kein moralisches Gefühl. Was ich hatte, war meine heilige, unbezähmbare Neugier, auf die ich stolz war.

Neugier hatte mich dorthin gebracht, wo ich heute stand. Sie hatte mir den Pauschalistenvertrag bei den *Nachrichten* beschert, den Peugeot, die Vierzimmerwohnung am Zoo. Sie hatte mir Silvia geschenkt, die ich damals in ihrer traumhaften Unschlüssigkeit am Beckenrand im Nordparkbad gefunden hatte, eine verirrte Muschel, von einer Möwe im Flug verloren. Ich hatte sie gefragt, ob sie auf etwas wartete. Jetzt wartete sie geduldig, dass ich sie alle paar Wochen spontan zum Essen einlud und zum Rest der Nacht.

Mit Silvia kam damals auch das Gefühl, keine Fehler mehr machen zu können. Längst bildete ich mir nicht mehr ein zu wissen, was richtig war oder falsch. Aber was neu war, konnte ich immer noch erkennen, und das jeden Tag besser.

*Versklavt nicht von der heuchler feiger zunge.* Im Netz fand ich den Satz auf den Seiten einer *Raunahild-Gesellschaft*, eines *Instituts für Ahnenkunde*, einer *Staatsbürgerlichen Offensive*. Er tauchte in den Online-Ausgaben von *Tat* und *Dissident* auf, im Frühjahrsprogramm des *Bamberger Centurio-Verlags* und in Dutzenden Kommentaren auf einem Blog namens *karlmartell.com*. In der Einladung einer *Tettnanger Sommerakademie* zum Thema *Grenze und Gänze* fand ich sogar das komplette Gedicht:

*Barbaren sind wir roh von fleisch und seele  
Zersotten nicht in süßem sud noch seim  
Versklavt nicht von der heuchler feiger zunge  
Gelähmt nicht von des mitleids zähem leim  
Wir greifen an. Und wenn die welt in flammen  
Und morsche mauern rauchen schwarz im land  
Dann lassen wir die fackel nicht verglimmen  
Und setzen singend eignen leib in brand.*

Ich zündete mir eine Clubmaster an und dachte nur: Falsche Reihenfolge.

Dann las ich den Namen des Autors. Es musste ein Künstlernamen sein, einer von der Sorte, die gleich verrät, dass es mit der Kunst des Künstlers nicht weit her sein kann.

Storm Linné.



**D**er *Sparta-Verlag* in 59200 Brockenschwang sandte mir die *Eiserne Ernte* per Nachnahme zu. Misstrauisch wartete der Postbote auf die Bezahlung; meine fünf Euro Trinkgeld fühlten sich an wie Schweigegeld für ein Verbrechen. Ich setzte mich mit dem Buch und einer Clubmaster an den Schreibtisch und stieß gleich auf ein Gedicht namens *Rattenkönig*, das mich minutenlang husten ließ.

*Der eklen horden giftend schwarzes drängen  
Zerplatzt an Zornfrieds rauem schieferhut  
Wo erzvertraun in treu geübte strengen  
Den krieges stärkt mit neuer manneswut.*

Ich blätterte weiter und las unter dem Titel *Mann für Mann*:

*Denn unsrer augen feuer zieht der sonne wuten  
Und leben aus der erde die uns schuf  
Und kameradschaft aus der buchen reinem ruf  
Die ernst in Zornfrieds schwarzen wäldern fluten.*

Unter dem Titel *Weißer Weihe* stand:

*Auf Zornfried wars im weißen licht der weihe  
Da reiches sorgen jäh zur zinne stieg  
Zur steinern blüte im verwunschnen krieg  
Aus reichen lenzen starker ahnenreihe.*

Ich blätterte den Band von vorn bis hinten durch. Immer wieder las ich *Zornfried*. Ich las *zinne*, ich las *schiefer*, ich las *buchen*, ich las *wälder*, aber dann las ich *Zornfried* und immer wieder *Zornfried*.

Ein Ort namens Zornfried war nicht leicht zu finden. Nur auf der Seite *kulturerbe.com* entdeckte ich einen passenden Eintrag, ein Faksimile in Fraktur: *Zornfried, Gauführerschule und Burg, 12 Kilometer nördlich Wuthen, Kreis Korzbach, Gau Mainfranken*. Auf Google Maps war kein Zornfried verzeichnet, aber immerhin Wuthen, zweihundert Einwohner, mitten im Spessart.

Das Korzbacher Stadtarchiv war nur an zwei Wochentagen geöffnet, dienstags von fünfzehn bis siebzehn Uhr und freitags von zehn bis zwölf. Ein Ein-Euro-Jobber im *Slayer*-T-Shirt holte einen Ordner aus dem antiken Glasschrank, blätterte lange mit nassem Finger durch maschinenbeschriebene Seiten. Schließlich sagte er: Die Burg heißt jetzt Krotzenstein. Da ist aber nichts mehr los.

Was heißt das, fragte ich.

Keine Gastronomie, sagte der Mann und hob voll Unschuld die Brauen über seidigen Wimpern. Was dachten Sie denn.

Und Gau Mainfranken.

Heute natürlich Unterfranken, antwortete der Mann, und als ich ihn anstarrte: Das sind wir. Dann senkte er den Kopf, als wollte er sagen: Das ist es, was uns geblieben ist.